

Musik aus der Versenkung

Gute Orchestergräben sind selten,
aber möglich

Sven Scherz-Schade

Zu Beginn in der Operngeschichte saßen sie mit auf der Bühne. Aber: Der Blick auf die Musiker und ihre Instrumente lenkt vom Bühnengeschehen ab. Deshalb platzierte man das Orchester alsbald vor der Bühne, schließlich auch in versenkter Etage, im Orchestergraben. Dort ist es mal eng, mal gemütlich, mal zu dunkel und mal zu hell... Aber meistens – fürs Gesamtkunstwerk Musiktheater – dann doch genau richtig.

► **Die Wortherkunft von** „Orchester“ erklärt so manches. Die alten Griechen bezeichneten mit *ορχήστρα* den halbrunden Tanzplatz des Chores vor der Bühnenwand des antiken Theaters. Und bis ins frühe 18. Jahrhundert hat man auch bei uns mit dem Wort „Orchester“ hauptsächlich den Platz vor der Bühne benannt und nicht das Ensemble selbst. In der frühitalienischen Oper saß das Orchester sogar noch mit auf der Bühne und erst das öffentliche Operntheater wies ihm seinen Platz davor in Höhe des Zuschauerraums zu. So wurden auch noch die frühen Verdi-Opern wie etwa *Oberto* aufgeführt. Erst mit der Architektur der repräsentativen und größeren Opernhäuser im 19. Jahrhundert wurde der versenkbare Orchestergraben möglich und nach und nach Standard: Vor dem Vorhang, d. h. vor der „vierten Wand“ der Bühne, wird zwischen Publikum und Rampe – vor der vordersten Bühnenkante – ein Graben eingelassen, der sich von einer Seite der Bühne bis zur anderen zieht. In manchen Häusern geht der Orchestergraben sogar bis unter die vordersten Seitenlogen. In der Mitte, wo der Dirigent zu sehen ist, buchtet er sich mitunter sechs bis acht Meter in den Zuschauerraum hinein. Die großen Opernwerke wie etwa Richard Strauss' *Elektra* sind auf eben diese großen Raumverhältnisse ausgelegt. Bei der Frage, wie viele Musiker denn im Graben maximal Platz finden können, werden Pi mal Daumen meist „hundert“ und manchmal ein bisschen mehr genannt.

„Akustisch ist bei uns unten im Graben grundsätzlich alles gut“, sagt Christian Frey, Geiger im Württembergischen Staatsorchester Stuttgart, das in der 1912 erbauten Stuttgarter Oper im Graben musiziert. „Nur manchmal wird's eng, da kämpft man um jeden Zentimeter“, sagt Frey in Anspielung auf eben solche Großbesetzungen. In der Regel richten die Orchesterwarte die Plätze und Pulte ein. Ob ein Geiger allerdings bei vollem Bogenabstrich noch ausreichend

Abstand zur Seite hat, um beherzt und richtig bewegt spielen zu können – das können selbst Orchesterwarte nicht wissen. Obwohl es der Dienstplan personell hergeben würde, muss das Orchester manchmal auf ein oder zwei Pulte bei den Streichergruppen verzichten: Der Stuttgarter Graben ist nicht groß genug.

Mozart unterirdisch

Wie viele Musiker in den Orchestergraben reinpassen, variiert je nach Besetzung und abhängig davon, ob zum Beispiel viel „platzintensives“ Schlagwerk dabei ist. Auch sind Angaben von Breite und Länge nur bedingt aussagekräftig, weil viele Seitenwände der Gräben verwinkelt sind und die vordere Rundung die tatsächlichen Ausmaße ohnehin schlecht abschätzen lässt. Moderne Orchestergräben sind komplexe und mit viel Technik ausgestattete Spezialräume. Zahlen, Daten, Fakten, darüber liest man am besten im Detail. Mit 105,3 Quadratmetern hat zum Beispiel das Opernhaus Wuppertal einen mittelgroßen Graben, der sich auf drei unterschiedliche Podien erstreckt: Podium 0 hat 16,8 Quadratmeter, die anderen beiden 47,2 Quadratmeter und 41,3 Quadratmeter. Die Podien sind fahrbare Podeste, die auf eine niedrigste Höhe von 2,57 Metern abgelassen, aber auch



© Sebastian Klein

Christian Frey, Geiger im Württembergischen Staatsorchester Stuttgart

bis auf Saalniveau hochgefahren werden können. Letzteres ist etwa bei den zahlreichen Tanzveranstaltungen in Wuppertal oder auch beim Schauspiel nötig.

Sitzt das Orchester beim Opernbetrieb in der Versenkung, ist es allerdings nicht immer auf jenem „Tiefpunkt“ von 2,57 Metern. „Wir spielen mit den unterschiedlichen Höhen“, sagt der technische Direktor Mario Engelmann. Mal wird, um die Streicher zu erheben, ein Podest erhöht. Mal werden zwei andere Grabenteile hochgeholt, um das Ensemble und die Musik präsenter – auch lauter – zu machen. „Wir nennen das hausintern unsere ‚Mozart-Höhe‘, die wir auch bei Barockmusik häufig verwenden“, sagt Engelmann. Jene „Mozart-Höhe“ beträgt minus 1,80 Meter! Bei manchen Produktionen ist auch gewünscht, dass das Orchester gesehen wird. Einen besonderen Grabeneffekt lebt Wuppertal derzeit in *My Fair Lady* aus: Das Orchester spielt die Ouvertüre im Graben auf Saalniveau und fährt danach in die Tiefe. Der Wunsch kam von der Regie. So sei das mit dem Graben und seinem fahrbaren Podium zwar ursprünglich nicht gedacht gewesen, meint Engelmann: „Ist aber machbar.“

Streicher extrabreit

Nicht immer sind alle so vollauf glücklich mit ihrem Orchestergraben. Das Badische Staatstheater Karlsruhe verfügt zwar über einen verhältnismäßig großen Graben mit 130 Quadratmetern Fläche. Aber er ist wie ein langgezogener Schlauch, die Gesamtbreite beträgt 27 Meter und die Maximaltiefe 5,50 Meter. Das bedeutet, dass die Streicher des A-Orchesters nicht klassisch gestaffelt, sondern nur hintereinander und extrem in die Breite gezogen sitzen kön-

nen. Das musikalische Schallereignis zieht sich deshalb immer etwas schwerfällig von ganz links und ganz rechts in den Raum. „Es ist schwierig, ein einheitliches Klangbild zu schaffen“, weiß Ivica Fulir, technischer Direktor am Haus in Karlsruhe: „Das bringt aber der Raum so mit sich.“ Die Staatskapelle meistert diese ihr bekannten Klang- und Raumverhältnisse in den Vorstellungen bestens. Es ist das Hausorchester und es kennt die akustischen Tücken. Je weiter Orchestermusiker voneinander entfernt sitzen, desto schwieriger ist das exakte Zusammenspiel. Die Orientierung auf das Dirigat wird umso wichtiger, die Verantwortung beim Kapellmeister umso größer. Insofern „klingt“ ein Orchestergraben immer mit, er hat Auswirkungen aufs Musizieren und auf den Orchesterklang gleichermaßen.

> Es ist schwierig, ein einheitliches Klangbild zu schaffen. Das bringt aber der Raum so mit sich. <

Im Stuttgarter Graben wiederum hören sich die Musiker untereinander sehr gut. Das ist der Vorteil des kleineren Grabens. Ein anderes Problem ist dann allerdings die Dynamik. Ein Teil des Stuttgarter Grabens, der an der Rückseite bis unter die Bühne reicht, ist überdeckelt. Wer dort drunter sitzt, hat intuitiv das Gefühl, lauter spielen zu müssen, um durchzukommen. Die Krux dabei: Mal liegt der Musiker mit seinem Gefühl richtig, mal aber auch falsch. ...

... Lesen Sie weiter in Ausgabe 1/2018



Fast auf Bühnenniveau: Der Wuppertaler Operngraben bei der Musiktheaterproduktion *Surrogate Cities/Götterdämmerung* mit Musik von Heiner Goebbels und Richard Wagner

© Jens Crossmann